

verarmter Grundbesitzer stammte und von den Briten als „professional agitators“ (277) gegeißelt wurde, man könnte sagen als „Demagogen“, die gegen die Regierung für die Bauern eintraten. Auf sie kommt der Verf. öfters zu sprechen (348, 367, 371, 393), wie er mehrfach die Intelligenz für die wichtigste Gruppe der Bourgeoisie erklärt (208, 307, 343, 351, 353) und sich besonders auch mit der modernen arbeitslosen Intelligenz befaßt (295, 327, 357). Mit der sich ausdehnenden Industrialisierung und Schulbildung, meint er, entstand eine neue Schicht des Bürgertums in Gestalt kleiner Angestellter, die zu Führern der Arbeiter, aber auch der Bauern wurden und sie für ihre eigenen Zwecke ausnutzten (397). Sein reiches Material zu diesen wichtigen Fragen ist aber einseitig ausgewählt, insofern die aus der Arbeiterklasse und den Bauern hervorgegangenen Revolutionäre übergangen werden.

Es fehlt überhaupt eine eingehende Analyse der Klassenkämpfe. Es ist z. B. nicht klaggestellt, wie die Bourgeoisie die Bauern ökonomisch und politisch ausbeutete, wie der Kampf der Bourgeoisie, der Großgrundbesitzer und der Regierung um die Aufteilung des Mehrprodukts der Bauern und Handwerker geführt wurde. Es fehlt eine grundsätzliche Kritik der Monopolbourgeoisie (250f.), wie sie etwa P. Dutt oder D. Latifi geleistet haben¹. Misra steht nämlich auf dem antimarxistischen Standpunkt, daß nicht die Konzentration des Kapitals für die gesellschaftliche Entwicklung des Kapitalismus bestimmend ist, sondern im Gegenteil eine Verbreiterung des Kapitalsbesitzes und seiner Kontrolle durch die Fortschritte der Technik (6). Dem entsprechend unterschätzt er die Monopole und überbetont die Rolle der ständig wachsenden bürgerlichen Intelligenz.

Die kommunistische Partei wird nicht genannt, und die Kongreßpartei wird mehrfach angegriffen, ebenso Gandhi² und die Kongreßregierung, insbesondere ihr wachsender bürokratischer Apparat (318), der zu angeblich totalitärem Regime zu führen droht (323), insbesondere durch den staatlichen Sektor der Wirtschaft. Statt dessen ist der Verf. für privates Unternehmertum, internationale Zusammenarbeit (er sagt nicht, ob mit den USA, der SU oder beiden!), für Freiheit und parlamentarische Demokratie (340). Er bemüht sich, „unparteilich“, „unpolitisch“ zu schreiben und gibt dem Leser keinen Hinweis, wie er das Material des Buches zur Verbesserung der indischen Gesellschaft verwenden sollte. Es ist mit typisch kleinbürgerlicher Widersprüchlichkeit und Unentschlossenheit geschrieben, aber es bietet reiches Material, wie es uns in der Deutschen Demokratischen Republik einstweilen nicht zur Verfügung steht.

¹ R. Palme Dutt 1951, 201ff.; ders. 1958, 84ff.; Danial Latifi, India and U.S. Aid, Bombay o. J. (1960).

² Gegen Congress: 350, 354f., 367 usw. — Gegen Gandhi: Seine Politik führte zu kommunalistischen Kämpfen (399); er wird selten und nur kurz erwähnt (431).

Wilhelm, Friedrich, *Politische Polemiken im Staatslehrbuch des Kauṭalya*. Wiesbaden: Harrassowitz 1960. VII, 158 S. gr. 8° = Münchener Indologische Studien, hrsg. v. H. Hoffmann, Bd. 2. Kart. DM 20.—. Bespr. von Hermann Berger, z. Zt. Calcutta.

An Hand einer scheinbar äußerlichen philologischen Fragestellung gelingt es dem Verfasser des neuesten Kauṭalya-Buches, in lebendiger Weise Grundprobleme nicht nur der ai. Staatslehre, sondern der Śāstra-Tradition überhaupt, vor Augen zu stellen. Es handelt sich darum, ob die Zitate einzelner Lehrer oder „der“ Lehrer (*ācāryāḥ*), mit denen sich Kauṭalya kritisch auseinandersetzt, echt oder vom Verfasser des Arthaśāstra selbst konzipiert worden sind. Wilhelm entscheidet sich mit Jacoby, Keith und Jolly nach eingehender philologischer Untersuchung gegen Gaṇapati, Jayaswal und Meyer für die zweite Auffassung.

Der erste Teil des Buches geht alle Polemiken gegen Einzelverfasser der Reihe nach durch, wobei jedesmal „Übersetzung“, „Philologische Interpretation“ und „Stilistische und inhaltliche Interpretation“ sauber voneinander geschieden sind. Dabei läßt sich an vielen Stellen an Hand der Anordnung und des Stils der fingierte Charakter der Diskussion deutlich zeigen, manchmal auch am Inhalt. Da sich zudem die erwähnten Gegner nicht mit anderweitig bezeugten Persönlichkeiten identifizieren lassen (p. 45), ist ihre Historizität überhaupt fraglich. Dasselbe würde ich auch für die Gestalt des Bhāradvāja annehmen, der besonders häufig und als der „prononcierteste Gegner Kauṭalyas“ (p. 76) auftritt; Wilhelm hat ihm daher einen besonderen Abschnitt gewidmet (p. 76–78) und außerdem alle Stellen untersucht, in denen Personen seines Namens oder sein Geschlecht auch außerhalb des Arthaśāstra in der ai. und mi. Literatur vorkommen (p. 56–74). Er scheint bei ihm die Möglichkeit eines historischen Kerns noch zu erwägen (p. 77), doch scheint mir gerade die Tatsache, daß er den Minister für tüchtiger als den König hält und usurpatorische Tendenzen vertritt (ib.), ihn in den Bereich eines uralten mythisch-epischen Dialogtyps zu verweisen, in dem sich ein radikalerer und ein gemäßigter Vertreter im Wechselgespräch den rechten Dharma erarbeiten¹ und der seine vergeistigtste Form in der Bhagavadgītā gefunden hat². Für diese Auffassung müssen gerade die Bhāradvāja-Geschichten im Epos und den Purāṇa sprechen, die man doch schwerlich als historische Berichte im üblichen Sinne ansprechen wird³. Daß es bis heute ein menschliches Bhārad-

¹ Nach Wilhelm (mündlich) besonders in der Niti-Literatur vielfach erkennbar.

² Kṛṣṇa ist der Usurpator par excellence. Daß er mit seiner Lehre in der Gītā und anderswo (vgl. Ref. WZKSOA III, p. 52, 53) im Gegensatz zu Bhāradvāja recht behält, liegt nicht nur an seiner überirdischen Autorität in diesem Text, sondern auch daran, daß diese im realen Leben, das ja bald Beharrung, bald radikale Änderung des Alten erfordert, zumindest dieselbe Berechtigung hat wie die legitime.

³ Auch das purānische Motiv, daß Bhāradvāja von einem Kṣatriya adoptiert wurde, scheint ihn in die Nähe des Kṛṣṇa-Komplexes zu rücken (vgl. Ref. a. a. O. p. 55 A 86). Ich meine damit nicht die weitgehend vispuitisch geformte Kṛṣṇa-Legende, sondern einen mythologischen

vāja-Gotra gibt, darf bei der innigen Verbindung, die Menschliches und Göttliches in Indien gerade im genealogischen Bereich immer eingegangen sind, nicht als Argument für die Historizität beansprucht werden.

Die Polemiken gegen die „Lehrer“, denen der zweite Teil gewidmet ist, sind prinzipiell derselben Art wie die gegen die Einzelverfasser. Wilhelm erkennt auch hier die sprachliche Fassung (p. 124) und stellenweise den Inhalt (p. 126) als fingiert. Die Hauptcharakteristika der „Lehrer“-Meinungen (zusammengefaßt p. 127f.) zeigen dieselben Tendenzen wie der Bhāradvāja-Typus: Bevorzugung des Usurpators, stärkere Rücksicht auf die egoistischen Bedürfnisse der herrschenden Person, die sich bei den „Lehrern“ negativ in einer gewissen Kurzsichtigkeit des Denkens für das Staatsganze ausdrückt. Der Gegensatz Kauṭalya—„Lehrer“ ist somit wohl letztlich eine Variante des Gegensatzes Kauṭalya—Bhāradvāja (bzw. Einzelverfasser), die wegen der Anonymität der Lehrpersonen möglicherweise aus bereits mehr literarisch-wissenschaftlich geformten Traditionszweigen abzuleiten ist, die im überkommenen Arthaśāstra mit einer älteren, die noch stärkere Spuren ihrer mythologischen Herkunft trägt, zusammengefloßen ist. Wilhelm hat gut beobachtet, daß die beiden verschiedenen Lehren der Praxis von Nandas und Guptas entsprechen (p. 141, 143, 144), erklärt es aber dann selbst für „ein zweifelhaftes Unterfangen, einem Werk Zeitanspielungen zu entnehmen, die es selbst hat vermeiden wollen“, und bemerkt dazu richtig, daß „das Wesen indischer Śāstras . . . im Abgeleiteten und Allgemeinen“ liege (p. 145). Man könnte auch sagen, das Śāstra wolle ein Urbild (nicht Idealbild) der politischen Vorgänge geben, das einer laufenden Illustration durch den konkreten Einzelfall fähig ist, ohne selbst davon abhängig zu sein; vielleicht auch, daß es deswegen letztlich doch mehr beschreibend als normativ sei.

Ein besonderer Vorzug der schönen Arbeit ist die Klarheit der Darstellung und der objektive Realismus in der Interpretation, der auch die Skrupellosigkeit mancher Lehren frei von moralischer Entrüstung in ihrem Stellenwert anerkennt. Etwas anderes ist auch nicht angebracht, wenn man zu einem wirklichen historischen Verständnis vorstoßen will. Man mag dem Śāstra ankreiden, daß es spitzfindige Dinge behandelt, die im wirklichen Leben nie vorkommen, aber darin, daß es radikale und gemäßigte Meinungen in Dialogform vorträgt, steht es sicher näher an der Wirklichkeit als das moderne Staatsleben, in dem die mehr oder minder humane Theorie als ungehörter Monolog der rauen Praxis gegenübersteht.

Grundtyp, von dem die Gestalt Kṛṣṇas nur eine Ausprägung darstellt.

Zentral- und Ostasien

Roux, Jean-Paul: *Les Explorateurs au Moyen Age*. Paris: Éditions du Seuil [1961]. 189 S. m. Abb. kl. 8° = *Le Temps qui court*, 25. — Bespr. von Louis Hamblis, Paris.

L'auteur, en moins de deux cent pages a tenté de brosser un tableau de la prise de connaissance de l'Asie par l'Europe occidentale, en essayant de montrer avec quelle mentalité les Européens avaient fait leurs voyages et comment ils avaient réagi devant le monde nouveau qui s'ouvrait devant eux.

Après avoir décrit la situation de l'Asie après la grande avance des peuples turcs vers l'Occident, il explique comment les Mongols se sont trouvés à même de relayer les Turcs grâce à la personnalité exceptionnelle de Gengis-khan, et fait un tableau de l'Asie après la conquête mongole, conquête qui mena les Mongols face à l'Europe occidentale et obligea celle-ci à faire face à une situation qui, à un moment, sembla très grave. C'est à la suite des histoires effrayantes contées sur les Tartares que les responsables religieux et laïcs de l'Europe envoyèrent des religieux auprès de leurs chefs pour tenter de savoir qui ils étaient et ce qu'ils voulaient. M. J. P. Roux donne alors l'énumération des franciscains et dominicains qui se rendirent en ambassades plus ou moins officielles auprès des Mongols et fait le récit plus ou moins abrégé de leur voyage, d'abord jusqu'en Europe orientale et en Asie Occidentale, ensuite jusqu'à Karakorum, enfin jusqu'en Asie orientale lorsque les relations se normalisèrent; à cette énumération fait suite celle des marchands dont les récits de voyage ont été conservés. C'est dire la masse d'informations qu'il a fallu à M. J. P. Roux faire figurer en quelques pages.

Une dernière partie décrit les faits nouveaux rapportés dans les récits des voyageurs et les légendes qu'ils ont recueillies, légendes dont la plupart font partie d'un fond commun à l'Eurasie entière. L'auteur mène son récit jusqu'à la fin du XVI^{ème} siècle voulant montrer que les grandes découvertes furent le fruit d'un désir constant de retrouver le «Cathay», ses merveilles et ses richesses, et que ce but fut vraiment atteint lorsque le Père Ricci parvint à Pékin.

Ce petit livre est écrit d'une façon vivante et ne contient que des erreurs matérielles mineures, comme celle (p. 155) due à la transcription erronée du titre de l'encyclopédie chinoise «San-thsai-thohoei», au lieu de *San ts'ai t'ou houeï* dans la transcription adoptée en France; cependant il est des questions plus importantes où l'auteur ne semble pas avoir connu la réalité des faits; c'est le cas (p. 61) où il parle du rôle des Musulmans, comme fonctionnaires de l'empire mongol de Chine; il ne s'agit pas d'une action analogue à celle du Christianisme pour se propager en Extrême Orient, mais d'une décision remontant aux premiers temps de l'empire mongol, décision prise pour administrer l'Extrême Orient par des Musulmans et autres «Occidentaux» afin de confier la direction des affaires à des non-chinois, à laquelle fait pendant celle de confier l'administration des régions occi-